

# Russische Gefangenschaft in Nijni-Taghil/Sibirien

Zuremburger Report, den 7. Dezember 1995

**16.** April 1945. Die Front auf der Halbinsel Samland in Ostpreußen bricht vollständig zusammen. Im Handstreich besetzen russische Truppen die Stadt Fischhausen. Meine Einheit, eine schwere Artillerie-Batterie, ist damit auf der kleinen Halbinsel Pysse vom Hafen Pillau vollends abgeschnitten. Hier befinden sich das große Marinearsenal sowie große Nachschublager mit Lebensmittel und Gebrauchsgegenständen aller Art. Hier wird geplündert, ein jeder möchte sich zum Ende noch mit Edlwaren und Leckeren, wie Schokolade vollstopfen, wer weiß, wo und wie es die nächste Mahlzeit geben wird.

Ich selbst schmelze die Gasmaske weg und fülle die Hülse mit Schokolade und Pfluchtpaste bis oben hin. Nach Dunkelwerden versuche ich, zusammen mit einem Wachmeister unserer Batterie, am Landekai im kleinen Hafen bei Neplecken eventuell ein Schiff oder einen Kahn zu erreichen. Wir waren nahe am Ziel, als der Russe begann, die dort angesammelte Menge aus Militär- und Zivilisten mit Artilleriefeuer auseinander zu treiben. Schreie einer Unmenge Verwundeter und das Röcheln der Sterbenden bewegten mich, direkt Bleis aus zu nehmen. In dem Augenblick war mir das Leben viel wichtiger: ich drehte schnellstens um.

Im Schutz der Böschung und der hohen Tannen versuchte ich, die Marinearsenale zu erreichen. Dort angekommen rief ich in den ersten Bunker hinein: „As ká Let-zhuberger do?“ Keine Antwort. Im zweiten Bunker dasselbe, ebenfalls keine Antwort. Im dritten Bunker antwortete mein Kollege Roger aus Schengen: „Bob, bei sein ech“. Es war inzwischen vier Uhr geworden, und wir warteten der Dinge, die da kommen sollten. Gegen halb sechs erschienen die ersten Russen am Eingang mit Maschinengewehren und trieben uns aus den Arsenalen. Die ersten Worte aus russischen Munde, die ich vernehmen konnte, waren: „Urisi!“ Der Appell nach Uhren aller Art war schier unersättlich, trug doch der erste beide Arme voll bis obenhin geschmückt mit Armbanduhren. Für uns begann der lange Weg in eine ungewisse Zukunft.

Es war Richtung Königsberg. Wir hatten diese Stadt vor drei Monaten verlassen. Das Wiedersehen war schrecklich, Ruinen und nur Ruinen, zusammengeschossene Wagen der vielen Trecks, die in der Stadt hängengeblieben waren, abgeschossene Panzer, krepierete Pferde und verwesende Menschenleichen, überall, soweit das Auge reichte. Die Hauptdurchgangsstraßen nur waren abgeräumt, um den Nachschub zu gewährleisten. Hier bekamen wir eine erste Mahlzeit, eine Runkelebrühe, die reichlich süß schmeckte. In den folgenden Wochen mußten wir uns daran gewöhnen, es gab eben nichts anderes, nur die und da ein Stück feuchtes Kommissbrot. Glücklicherweise konnte ich schätzen, der keine Stiefel besaß. Diese wurden von den Russen einfach ausgezogen, und der Betroffene mußte dann barfuß laufen. Wer nicht mehr weiterkam, blieb zurück, was mit ihm dann geschah, konnte man nur ahnen. Viele haben auf diese Weise bestimmt nicht überlebt.

Schlafen wurde kleingeschrieben, und wenn, dann auf freiem Felde, bei einer guten Übersicht und des ob's regnete oder nicht. Der lange Marsch ging nach Insterburg, etliche hundert Kilometer weit. Nach etlichen Tagen in diesem Militärcamp, wo mein „laissez-passer“ vom Kommandanten zerissen wurde, kamen wir dann in Viehwaggons, zu 80 Mann zusammengepackt. Keine Toilette, nur ein schmales Brett nach draußen für die große und die kleine Kommissur. Auf Stroh am Boden wurde geschlafen, ohne Decke oder sonstige Behelfsmittel. Das Essen, zu wenig zum Leben, aber zuviel zum Sterben. Nach neun Tagen Fahrt kamen wir gegen den 20. Mai in Nijni-Taghil an. Diese Stadt liegt am Osthang des Urals und gehört zur sibirischen Verwaltung von Swerdlowsk, die Entfernung dazu ungefähr 160 km. Die Eisenbahnstrecke nach Luxemburg beträgt zirka 4 700 km.

Im Lager wurde in den ersten Tagen eine Einteilung in Arbeitsgruppen vorgenommen. Die etwas kräftigeren kamen in Arbeitsgruppe I, die mußten dann im Panzerwerk arbeiten, bei Temperaturen über 35 Grad. Arbeitsklasse II wurde bei Straßenarbeiten eingesetzt. Wir stiepen Luxemburger im Lager waren größtenteils bei Straßenarbeiten eingestellt. Diese Arbeiten wurden in zwei Schichten ausgeführt, Morgen- und Nachmittagschicht. Ausgang Mai war der Boden hoch in einer Tiefe von 70 bis 80 cm fest getreten. Die Rollbahnen, wie sie genannt wurden, bestanden deswegen beinahe nur aus Schlamm. Hierüber wurde mit zusammenhängenden Holztauben von 10 cm eine Fahrbahn gelegt. Dies zu ändern, war unsere Arbeit. Der Boden wurde bis zur Frostgrenze ausgehoben, um dann mit Schotter aufgefüllt zu werden. Man hatte schon etwas im Westen gelernt, die Arbeiten wurden ja gratis geleistet.

Einziger Kostepunkt: das Essen. Es bestand aus Suppe, einer dünnen Suppe, und Kascha, einem Brei, wo man hie und da eine Fettparlie bemerken konnte. Straßenarbeiter erhielten dazu 650 Gramm Klepp, ein feuchtes Kommissbrot, das aus allem hergestellt wurde, nur nicht aus Mehl. Die Arbeiter aus dem Panzerwerk erhielten 800 Gramm dieser Maischware. Ich selbst erwischte gegen Ende Juni Angina und kam so ins Lazarett. Ich mußte etliche Tage unter Sterbenden verbringen und vielen, die schlechter dran waren als ich. Dann wurde ich O.K. geschrieben (ohne Kraft). Ich durfte mich tagsüber draußen aufhalten, mußte zum Schlafen aber wieder zurück sein.

Bei einem dieser Ausflüge im Lager entdeckte ich in einer Remise viele Stoffreste sowie Wollreste in allen Farben. Ich begann, das Luxemburger Wappen mit dem roten Löwen zu sticken, um ihm am Käpi zu befestigen. Ich habe vier weitere fertiggestellt, für welche Kameraden weiß ich nicht mehr. Wir wollten stolz zeigen, woher wir waren. Ich hatte keine Vorlage und weiß heute noch nicht, wie ich es zuwege brachte.

Nach etlichen Tagen wurde ich

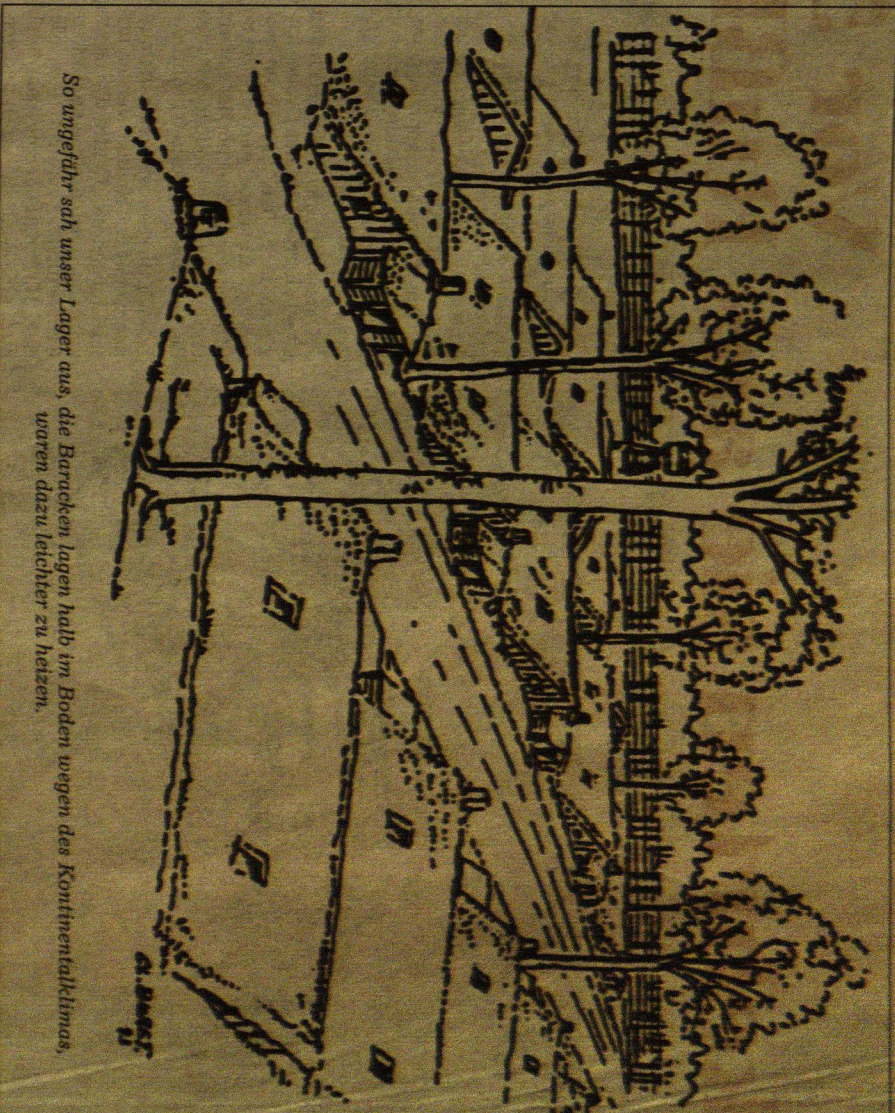
dann in Arbeitsklasse IV eingeteilt, für kleine Arbeiten innerhalb des Lagers wie Ausbessern der Wohnbuden, Regen oder austretarbeiten usw. Nach einer Woche wurde ich dann gesundgeschrieben in Arbeitsklasse III und kam damit auf Kolchose.

Es war inzwischen Mitte Juli, und die ersten Kartoffeln wurden reif. Wir wurden zu zwei und zwei eingeteilt, um die Gelbe aufzubeben, so ungefähr wie es zu Hause war. Nur, daß es eine Maschine betriebe, die gleich zehn Reihen miteinander zutage behoberte. Die Kartoffeln mußten aufgesiebt und in zwei Körbe sortiert werden, die Dicken zu meiner rechten Seite. Ich war diese Arbeit von zu Hause gewohnt, und es ging mir flott von Hand. Jemand mußte mir zugehört haben, nach einer kurzen Zeit klopfte mir einer auf die Schulter und sagte: „Kamerad, Spezialist!“ Ich wollte meinen Augen nicht trauen, er war unser russischer Zivilarbeiter, der Chef des Kombates. Ich mußte heimlich für mich lachen: „Spezialist“, dann gab es bei uns zu Hause nur Spezialisten.

Auf dieser Kolchose waren 100 Gefangene, 98 Berliner, einer von Strabburg und ich, 99 hatten noch keine Kutn gesehen. Als Belohnung erhielt ich beim Essen einen halben Liter Milch. Und das wiederholte sich jeden Morgen und jeden Abend. Für mich kam hiermit eine schöne Zeit, ich war selten im Lager, immer mit einem Russen unterwegs mit Pferd und Pauslawagen, mal hier mal dort, sei es auf der Hochweise, wo mit der Sense gearbeitet wurde, das Gras getrocknet und auf Dreihock geschichtet wurde für den Winter. Tage waren wir dann weg, hatten hartgekochte Eier, Brot und Wasser. Wir schliefen im Heuboden und kehrten nach getaner Arbeit auf die Kolchose zurück. Ich brauchte den Hunger nicht mehr zu fürchten und hatte eine Arbeit, die mir richtig Spaß machte. Ich mochte die Erinnerung an diese Zeit niemals missen.

Am 12. September wurde ich mit einem Kameraden aus Strabburg zum Hauptlager zurückgebracht. Der Abschied wurde mir vom Zivilaufseher, dem Meister, in etwa verständlich, als er zu mir sagte: „Du nach Hause!“

Nun fing ich an zu hoffen. Im Lager selbst sah es aber nicht nach Aufbruch aus. Nach etlichen Tagen wurde ich wieder bei Straßenarbeiten eingesetzt. Doch der Meister sollte recht behalten. Mitten in der Nacht wurden von Wiener Barackenkampf aus einer Liste die Namen der meisten „Bewohner“ aufgerufen. Sie sollten sich bereit halten in den nächsten Tagen würden sie verladen. Die Waggons führen auch tatsächlich vor das Lager, wir sollten uns einrichten für eine längere Fahrt. Pro Waggon wurden nicht mehr 80 aber nur 50 Mann eingeteilt. Einrichtes konnten wir uns nach Belieben, d. h. je wie wir zusammenklauen konnten. Es gab auch die Möglichkeit, eine Reihe Pritschen in einem Meter Höhe zu errichten. Ich ergatterte mir eine Pritsche oben, nahe beim Ofen, ein schnickiger Platz. Auch wurden die Türen nicht mehr verriegelt.



So ungefähr sah unser Lager aus, die Baracken lagen halb im Boden wegen des Kontinentalklimas, waren dazu leichter zu heizen.

und sie konnten von innen geschlossen und geöffnet werden. Bei der ersten Etappe unserer langen Reise nach Swerdlowsk blieben alle Türen weit geöffnet, es war zu schön, um wahr zu sein.

Im Bahnhof von Swerdlowsk wurde ein größerer Konvoi zusammengestellt, hier kamen Kameraden aus Omsk, Tomsk, Irkutsk und der Talga hinzu, unter vielen anderen der später gut bekannte Camille Polzer aus dem Lager Omsk.

Die Reise ging über Perm, das damals noch Molotowo hieß, Kirov, und bei Gorki überquerten wir die Wolga. In einem Vorortbahnhof von Moskau bekamen wir Gelegenheit, uns nach der langen Reise einmal ordentlich zu waschen. Wir benutzten hier die großen Wasserpumpen, die zum Füllen der Kessel der Lokomotiven gebraucht wurden. Bei minus 10 Grad wurde diese Waschmöglichkeit „forse nu“ nicht ausgelassen. Über Smolensk gelangten wir nach Brest-Litowsk, wo die Eisenbahnspur wechselte. Bis hienhin hatten die Russen ihre Breitspur fertiggestellt.

Ich mochte hier einfliegen, daß wir unterwegs tagsüber im offenen Waggon fuhren. Es gab auf vielen Bahnhöfen hie und da längere Aufenthalte. Wir konnten dann die nähere Umgebung in Augenschein nehmen, mußten aber immer auf der Hut sein, wenn die Lokomotive piff, damit wir wenigstens den letzten Waggon erreichen, sonst hätte es vielleicht Unannehmlichkeiten gegeben. Es reichte immer, da unsere Lokomotiven größtenteils Rangierloks waren, die nicht mit großer Geschwindigkeit abdampten.

Hier, in Brest-Litowsk, standen Personenzugwaggons zur Verfügung, die leider nicht beheizt waren. Nach Warschau und Gnesen kamen wir in ein großes Sammellager in Frankfurt an der Oder. Hier erkrankte Freund Roger daran, daß man um sein Leben bangen mußte. Ich kümmerte mich von da an fest um ihn und teilte zuallest sein Essen ein. Ich meldete mich zum Dienst im Lazarett. Diese Arbeit hier wurde mit Weißbrot belohnt, ein Brot, das für Rogers Magen bekömmlicher war. Zu diesen Arbeiten gehörten auch die Beeridigung der Toten (15 bis 20 am Tag!) in Massengräbern.

Denn es herrschte Ruhr im Lager, und was das bedeutet, darüber

macht man sich heute, 50 Jahre später, noch seine Sorgen. Die Arbeit war sicher nicht freudig, aber es hat sich gelohnt, Roger nach Hause zu bringen.

Nach zehn Tagen wurden wir wieder in Viehwaggons verladen, wir passierten die amerikanische Besatzzone bei Nacht in fest verschlossenen Wagen. Ein kurzer Aufenthalt von drei Tagen auf Bahnhof Magdeburg, wo wir von einem russischen Zuckerzug Zücker Klauten und in Beutele oder Képis verpackten, es ging dann in Richtung Zonenrenz, dann wurden wir entlastet und mit amerikanischen Uniformen neu eingekleidet. Unser russischer Paß wurde uns abgenommen, und ein alliiertes Paß ausgestellt.

Nach drei Tagen Aufenthalt fuhren wir per Personenzug über Hannover, Osnabrück und Nijmegen (hier wurden die freiwilligen holländischen SS mit Gewehrkolben und Knüppeln in Empfang genommen) nach dem Britseeler Vorortbahnhof Schaerpeek. Es dauerte schrecklich lang, bis wir ausgeladen wurden. Westwegen, verstanden wir später, hier wurden die Flamen, Walonen von den Deutschbelgen sortiert.

Denn ein großer Teil dieser Gesellen war freiwillig bei der Wehrmacht oder Waffen-SS. Sie waren ausgezogen, um einen Teil von Hitlerdeutschland zu sortieren.

## Le nouveau bulletin de l'Amicale Albert Ungeheuer

La REVUE 1995/96 de l'Amicale Albert Ungeheuer paraitra début décembre 1995. Elle constitue un document remarquable dans lequel sont publiés des articles et des photos sur les nombreuses commémorations de l'année concernant la capitulation nazie et la Libération.

D'autres articles mentionnent l'exposition de l'Amicale ou plus de 9.000 visiteurs ont été comptés, ainsi que des conférences de membres du comité devant plus de 2.600 élèves.

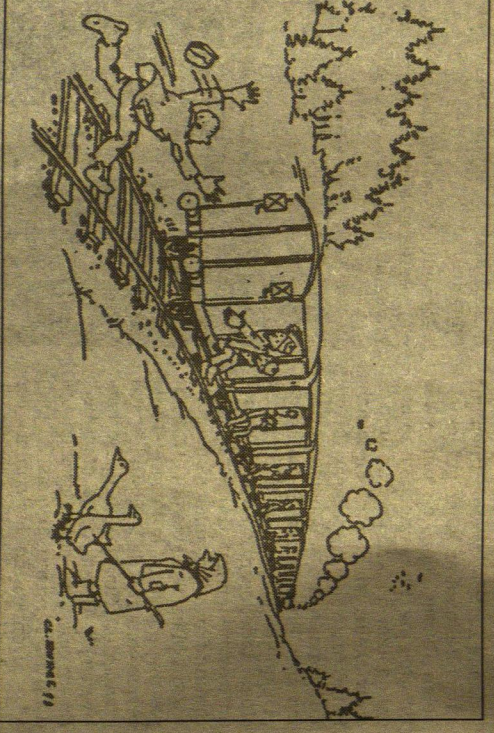
Sur 4 pages est fait mention des malheureux envoyés de force qui - malgré eux - sont tombés dans l'uniforme nazi, victimes du nazisme.

Y figurent encore des articles et des photos d'Auschwitz, de Ravensbrück, de Stolsk et de Villeurbanne, ainsi que les conclusions de jeunes historiens allemands sur les crimes commis par la Wehrmacht.

La brochure de 68 pages imprimées sur papier satiné peut être commandée par un virement de 250 francs au CCP n° 80510-97 de l'Amicale Albert Ungeheuer.



Die Latrinen-Corvée im Gefangenenlager



ca. 1945/46